



Der arme Joseph.

Stolge von Erich zu Schierfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

An ein ordentliches Nachtlager war schon seit mehreren Tagen nicht mehr zu denken. Er war dankbar, wenn er irgendwo in einem Heuschaber unterkriechen durfte. Bald aber litt ihn da niemand mehr — die Leute fürchteten sich vor ihm. An den Hunger hatte er sich fast schon gewöhnt. Was ihm eine mitleidige Seele ein Stück Brod, so verschlang er es gierig. Seine Pfeife hatte er längst verkauft. Die wenigen Pfennige, die ihm ein Herbergs-vater dafür bot, hatten kaum einen Tag gerichtet. Das meiste davon hatte der Wirth selbst für das Mittagmahl zurückgehalten. Nun behag er nichts mehr, was er hätte zu Gelde machen können. — Eine große Traurigkeit überkam ihn, die einer völligen Resignation gleich. Es war ihm gleich, was aus ihm wurde. Mechanisch wanderte er weiter, Wind und Wetter kümmerten ihn nicht mehr. — Es war wohl schon der zehnte Abend, als er sich einem Dorf näherte, dessen Bewohner es sich hinter warmen Decken wohl sein ließen.

Der Himmel war klar und die Sterne glitzerten, denn der Wind pfliff von Osten daher und alles Leben erstarke unter seinem schneidenden kalten Hauch. Raslos stand Joseph auf der Straße und zog seinen leichten Rock fest um die Taille. Er dachte schon daran, irgend etwas zu begehren, was ihn mit dem Gesetze in Konflikt brachte. Dann hätte man ihn eingesperrt, ihn in ein warmes Gefäß gebracht, wenigstens wäre er unter Dach und Fach gekommen und hätte nicht so entsetzlich zu hungern brauchen. Zum Bettler war er schon geworden, was that's, wenn er noch tiefer sank? Da dachte er zum zweitenmal an seine Mutter. Er dachte daran, wie sie ihn ermahnt hatte, lieber zu sterben, als schlecht zu werden. Selbst die schlimmste Noth mußte ja einmal ein Ende nehmen, aber ein schwarzer Fleck auf dem Gewissen ließ sich nie mehr abwischen, den mußte er mit hinübernehmen in die andere Welt. — Wer mußte denn auch, ob man ihn in das erste oder in das zweite bringen würde? Die Bauern haben ein starkes Selbstbewußtsein und sehr schnelle Justiz. Wie, wenn man ihn einfach halb todt schlug und ihn dann seinem Schicksal überließ?

Er blickte trostlos um sich. Da lief eine Magd über den Weg, hart an ihm vorbei. Er rief ihr zu, und als sie ihn anließ, suchte sie mit einem leisen Aufschrei zurück. In kurzen abgerissenen Worten schilderte er ihr seine Lage und bat in den flehentlichsten Ausdrücken, ihm in dieser schrecklich kalten Noth zu einem Unterkommen zu verhelfen, und wenn es auch nur in einem Stalle wäre. „In einem Stalle!“ — Die Magd dachte nach, sie hatte ein weiches Herz, das ihr aber wahrheitsgemäß auch schon manchen bösen Streich gespielt hatte.

„Ja,“ sagte sie endlich zögernd, „in einem Stalle — das wäre am Ende nicht möglich. Wenn man nur wüßte!“ — Sie sah ihn misstrauisch von oben bis unten an. Joseph erröthete ihre Gedanken.

„Ach Gott,“ seufzte er, „Sie trauen mir nicht, und ich habe doch in meinem ganzen Leben keinem Menschen, keinem Thier ein Leid zugefügt.“

„Keinem Thier ein Leid.“ — Das schien sie zufrieden-zustellen. „Gut,“ sagte sie, „Sie können im Rasthau schlafen, da ist es warm.“ Sie führte ihn vorsichtig in den Stall, bereitete ihm schnell ein Lager aus Heu und ver-lag ihn mit einer wollenen Pferdebede. Dann verriegelte sie die Thür von außen und band den Hund von der Kette. — Man konnte doch nicht wissen, — Später fiel es ihr ein, daß der Mann vielleicht auch hungrig war. Nun ein Schluck warmer Milch würde ihm am Morgen auch gut thun. — Joseph wickelte sich in die Decke und streckte sich. „Wie gut es doch die Thiere haben,“ dachte er, „sie haben ihre warme Bewahrung, Nahrung zur Ge-nüge und wissen nicht, daß sie sterben müssen. Nur der Mensch hat seine Heimath, muß hungern und sterben und verkommt in seinem Elend.“ — Zu Tode ermattet schlief er ein und träumte von einem besseren Dasein. — Es konnten noch nicht viele Stunden verlossen sein, als er wach gerüttelt wurde. Vor ihm stand die Magd mit einem Eimer in der Hand. Eine Stalllaterne hatte sie auf den Fußboden gestellt.

„Um Gottes Willen,“ rief sie, „stehen Sie auf! Ich habe die Zeit verschlafen und sollte eigentlich schon die Milch gemolken haben. Ich kann Ihnen kein Glas Milch geben, nehmen Sie da s.“ Sie drückte ihm eine Midel-münze in die Hand. „Und nun fort, schnell. Der Herr ist schon munter, er darf Sie nicht sehen, sonst geht's mir schlecht.“ Er ist sehr streng.“ Joseph erhob sich. Die Magd beschwichtigte den knurrenden Hofhund und ließ Joseph zur Pforte hinaus. — Nun war er wieder draußen. Wie warm und bequämlich war es in dem Stalle gewesen! Die Wiederkämer zitterten ihm und die Bäume schlugen Happernd aufeinander. Der Mond stand glänzend am klaren Himmel und weithin leuchteten die schnee-bedeckten Felder. Dem nahen Walde zu fuhr ein Wagen, vermutlich ein Holz zu holen. Der Knecht,

bis über die Ohren in einen Schapfelz gehüllt, ging nebenher, musterte ihn schief und brumnte ein „Guten Morgen“. Die Kasse dampften und allmählich erlars in der Ferne das knirschende, pfeisende Geräusch, das die Räder im hartgefrorenen Schnee verursachten. Joseph zog raslos weiter. Wäre er nur gesund, so könnte er die Hauptstadt in einer Stunde wohl erreichen. Eine halbe Stunde war es bis zum nächsten Dorfe, das er mit Mühe und Noth erreichte. Aus dem Schornstein eines der ersten Häuser stieg Rauch auf. Sein Schritt haltete wider in der Kasse, soweit der Schnee den Schall nicht dämpfte. Zugend näherte er sich dem Hause, das er offen fand, suchte an die Stuben Thür und trat ein. Am Ofen hockte eine Frau, die den dunklen Kaffee aus dem Topf in die Kanne goß. Das Zimmer war angenehm durchwärmt. Bei seinem Anblick sprang die Frau auf und wich entsetzt zurück.

„Seien Sie ohne Furcht,“ sprach er sie an, „ich thue Ihnen nichts. Aber um Gottes Barmherzigkeit, geben Sie mir einen Trank warmen Kaffees und einen Schmel und Joseph nahm Platz. Sie sah auf die elende, zitternde lebenden Geträns zu machen. Bevor er es an die Lippen brachte, wärmte er seine erstarren Hände an der Tasse. Wählig hörte er Hundgebell vor der Thür und in demselben Augenblick, trat der Hausherr ein, gefolgt von dem schlafenden, zeitigen Schäferhund. Joseph wollte sich eberbüttig von seinem Platte erheben und nahm die Tasse in die Hände, die aber heftig zitterten und auch zu erlarsen waren, um das zarte Gefäß halten zu können, das knurrend und in viele Stöße springend zu Boden fiel und seinen dampfenden Inhalt über die Dielen ergoß. Die Frau wurde bleich, des Mannes Gesicht dagegen erglühete in jorknänbendem Roth. Er sah die Frau fragend an. „Ein armer Knecht,“ sagte sie, „der hungert und frierend um Mitleid bittet.“

„Er was,“ schrie der Mann, „habe ich nicht befohlen, alle Landstreicher von der Thür zu jagen? Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher in dieser schlimmen Zeit. Marich, hinaus, oder ich hege den Hund auf ihn!“

Der Hund bellte wüthend dazu und hatte anscheinend nicht wenig Lust, sein weißes, scharfes Gebiß an ihm zu versuchen. So schnell es ihm der Schreck und seine Schwäche erlaubte, eilte er von dannen. — Ja, der Bauer ist hart und macht wenig Umstände. Er mag auch wohl oft genug Grund dazu haben, und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er unangstlich wird gegen fremde, herabgekommene Menschenkinder. Der Bauer hat ganz recht, — ganz recht! — Trozdem fühlte er mittags, als sie am wohlgedeckten Tische saßen, so etwas wie Reue und meinte: „Wir hätten den armen Teufel doch nicht so hart behandeln sollen, es kann unter zehn Schlechten wohl ein Guter sein. Wir wollen künftig lieber zehn Unwürdige erquiden, als einen Würdigen darben lassen um der andern willen.“ So sprach er, aber dem armen Joseph war damit nicht geholfen. Er schlepte sich weiter, der Hauptstadt zu. Seine müden Augen brannten wie Feuer und in der Brust fühlte er ein seltsames Stechen. Zwei Thränen stahlen sich über die bageren Wangen und erklärten zu Eis im struppigen Bart. — Das war die Kälte und der schneidende Wind, der ihm das Wasser in die Augen trieb. — Sieh, die Gegend sollte Dir doch bekannt sein, Joseph! Nun freilich, dort die vier Pappeln standen schon vor vielen Jahren. Damals waren sie freilich kleiner. Noch einige Jahre, dann werden sie abgehaun. Als er diesen Weg zum letztenmal ging, da war es auch Winter. Die Felder waren bedekt vom Schnee und am Himmel stand wie heute der bleide Mond. Sie — nämlich die Mutter und er — hatten sich freilich ange-macht, um vor Tage die Heimath zu erreichen, denn es war Festtag und die Gensdarmen warteten auf den Knecht, den sie mitbrachten. Damals hatte ihn auch gefroren, und die Mutter hatte sich ihres warmen Rock's entledigt und ihn ihrem Joseph übergezogen. Unter dem Halse band sie ihn zu und er ging einwie eine wandelnde Glode. Er hatte gelacht vor Vergnügen, nun er warm wurde. Daß die Mutter für ihn laglos weiter froz, bedachte er ja damals nicht. O Mutterliebe, Mutterliebe! Wenn sie sehen könnte, wie er jetzt, nach so langer Zeit, — ein verlorener Mann — dieselbe Straße zog. — Er setzte sich auf einen Baumstumpf, legte den Arm auf die Kniee und verberg das Gesicht. — Damals! — Sein Geist lehrte zurück zu den Tagen seiner Jugend. Wenn er im Frühling durch die Felder zog, wo die Saaten grünt und die Berge in der blauen Luft ihr fröhliches Lied sang — das war doch schön. Dann lag er wohl im wogenden Alee auf dem Rücken und sah träumend empor zum glänzenden Frühlingshimmel. Die Bienen summten um ihr her und Schmetterlinge tummelten sich im warmen Sonnenschein. Ueber ihn aber rauschte der Wind in den Zweigen der Pappeln und ihre Blätter flüsteren geheimnißvoll. Das war ein Wiegenlied der Natur, die ihn in süßen Schummer sang. — So ver-lent in Erinnerung lag er da und fühlte nicht den kalten Wind, der eine lagende Weife ankümmte in dem dünnen Geiß über ihm, und er fühlte nicht, wie der Tod heran-troch an sein mißes Herz. — Ein Knecht flog krächzend

vorüber. Joseph fuhr erschreckt empor. „So zu schlafen, hinüber zu schlafen in die Ewigkeit, das wäre — nein das wäre ja Sünde,“ rief er und rief sich die Stirn mit Schnee.

Am Horizont tauchte der Tag heraus aus der Dämme-rung und der Mond verblüht im Glanz der Morgenröthe. Die Sonne weckte neues Leben selbst in der Welt des Win-ters, nur Joseph wollte, müder als je, seinem Ziele zu.

Nun war er in der Hauptstadt, aber die Hoffnung die ihn endlich hergeführt hatte, erfüllte sich nicht. Hier waren Leute im Ueberflus, hier verlangte niemand nach ihm. Er sah verzweifelt um sich. Jankig gelangte er in die Gegend eines Bahnhofs. Vor dem Portal desselben standen viele Wagen und Männer in blauen Uniformen. Erst mußte wohl ein Zug eingelaufen sein. Reisende strömten in großen Schaaren aus dem Gebäude, gaben ihre Sachen den Kutschern oder Dienstknechten und entfernten sich. Er hatte sich zu den Mousenmännern gestellt und wartete. Da kam ein feiner Herr, mühlerte die Reife der Denf-leute, die sich zu ihm drängten, und winkte dann Joseph, den er mitleidigen Blickes fragte, ob er ihm seine Tiache tragen wolle. „Sie ist nicht schwer,“ setzte er hinzu.

Joseph nicht dankbar. Aber als er sich anstrengte, die Last zu heben, taumelte er und stürzte lautlos zu Boden. Ein Schuhmann, der ihn schon lange beobachtet hatte, rief eine Drochste herbei. Joseph wurde hineingelegt und in ein Krankenhaus gebracht. Der anwesende Arzt erkannte geübten Auges sofort das Leiden und ließ den Ohnmäch-tigen in ein warmes Bett bringen. Man stülte ihm et-zige Tropfen Wein und ein wenig Bouillon ein und über sein bleiches Gesicht flackerte ein zoffiger Hauch. Dann ließ man ihn ruhen und stille ward es im Gemach. — Nach einiger Zeit sah der Arzt wieder nach dem Kranken, der mit geschlossenen Augen dalag. „Ein zufriedenes Nächeln verklärte seine Züge, er war eingeschlafen, — er hatte eine Heimath gefunden.“ Der Arzt legte prüfend seine Hand auf Joseph's Herz, und als er zurücktrat, glänzte es feucht in seinen Augen. „Er starb an den kalten Her-zen seiner Mitmenschen,“ sprach er bewegt. Der Artikel aber, den die Zeitungen über diesen „Vorfall“ brachten, schloß mit den Worten:

„Als Todesurache nahm man ursprünglich Mangel an genügender Nahrung an. Diese Voraussetzung hat sich je-doch als falsch erwiesen, da man noch ein Zehnpendnigstück bei ihm vorgefunden hat. Der Verstorbene dürfte einem älteren Herz- oder Ungelandsen erlegen sein.“ —

Armer Joseph!

Es ist sonderbar!

Stolge aus dem Spanischen von E. Metzel.

Wir nahmen den Thee bei einer Fremdin von mir und sprachen über jene sozialen Dramen, die der Welt meist unbekannt bleiben, deren Hauptperson wir aber gekannt haben, wenn wir auch keine Rolle in den Szenen spielten. Unter vielen andern Personen, die mir unbekannt waren, traf ich ich dort ein zoffiges, schames Mädchen, welches ein Ophelia hätte sein können, wenn sie nicht statt eines Molentranzes in der Hand, ein tiefsüßiges Bündchen auf dem Schooß gehabt hätte, das unter den Falten ihres Kleides hervor beständig kurrte.

Ein junger Mann, in dessen gekünstelter Aussprache sich etwas Fremdes geltend machte, obgleich sein Dypus so spanisch war wie der des Gb, stand, die eine Hand auf die blaue Sammettafelne gestützt, auf der die Dame saß, während die andere Hand mit dem kostbaren Perleioce an seiner goldenen Uhrkette spielte und unterhielt sich mit dem blonden Mädchen.

Ein Herr im mittleren Alter, groß, hager, mit liebens-würdigen distinguierten Manieren, dessen sehr ernstliche Be-schäftigung es zu sein schien, seinen Thee zu süßen, ver-vollständigte die Gruppe der nächst dem Kamin sitzenden Personen, zu denen auch ich mich gestellte um folgende kleine Geschichte zu erzählen, die vielleicht unwar er erscheint, es aber nicht ist. Man könnte ein Buch aus ihr machen, doch erzähle ich sie kurz, denn für denjenigen, welcher sie ver-steht, genügen auch wenige Worte.

Andreas gehörte zu denjenigen Menschen, die ein sehr warmes Herz und den brennenden Wunsch nach einem Gegenstand haben, dem sie dies Herz widmen können. Fast von Geburt an verwaist, war er der Sorge einiger Verwandten anheimgegeben. Ich weiß nicht, wie Speiell'es über seine Kindheit, und wenn von derselben die Rede war, verdhästerte sich sein Gesicht, und er rief mit einem Seufzer aus: „Das liegt ja hinter mir!“ So sprachen freilich viele, wenn sie mit Behnmut an vergangene freuden denken, doch daß diese Erklärung bei ihm zutrif, glaube ich nicht. Noch jung ging er in die Welt hinaus, und diese ist für den Armen, besonders für eine gewisse Klasse von Armen eben kein Paradies. Meine Leser mögen sich den Zustand einer ganz aufs Ideale gerichteten Seele

denken, die gewungen ist, der schweren Aufgabe obzuliegen, nach dem täglichen Brot zu suchen.

Nichts desto weniger ist er manchmal, wenn er auf dem Rande seines Bettes liegt, die Elbogen auf die Knie gestützt, schmerzhaft aus: „Wenn ich nur jemand hätte, den ich von ganzer Seele lieben könnte: Eine Frau, ein Pferd oder auch nur ein Hund!“

Da er keinen Heller besaß, konnte er sich unmöglich etwas schaffen, was seinen Durst nach Liebe befriedigte. Derselbe freizerte sich so, daß er seine Neigung auf die Dachkammer, in der er wohnte, auf die elenden Möbel, die ihm dienten, ja selbst auf seine Wirtin verschwendete, die indes sehr böser Genüts war.

Eines Tages verlangte er endlich färgliche Mittel zum Unterhalt. Als er in derselben Nacht nach Hause zurückkehrte wollte, hörte er in einer engen Straße ein Wimmern wie von einer neugeborenen Kreatur. Er ging einige Schritte weiter und das Geräusch wurde deutlicher, so daß er mit dem Ausruf: „Teufel, was ist das?“ stehen blieb und beim nächsten Schritte stieß er mit der Fußspitze an etwas Weiches, das sich bewegte und erneute Klageklänge von sich gab. Es war ein junges Hündchen, das man auf den Gehsteig gemornt hatte.

„Die Vorlesung hat Dich mir in den Weg gelegt“, sagte Andreas zu sich, hob das Thierchen auf, wickelte es in seinen Rockschloß und trug es auf seine Dachkammer.

„Was soll das heißen?“, brummte die Wirtin, als sie ihn mit dem Hündchen eintreten sah: „es fehlt uns nichts weiter, als solch' eine neue Last; sofort tragen Sie es dahin, wo Sie es fänden, oder Sie verlassen morgen das Haus!“

Am andern Tage verließ Andreas das Haus und im Laufe von 2 bis 3 Monaten noch eine ganze Reihe anderer Häuser aus demselben Grunde. Aber alle diese und noch viele andere Unannehmlichkeiten wurden ihm vollständig durch die Klugheit und die Liebe des Hundes ersetzt, mit dem er sich in den langen Stunden der Einsamkeit wie mit einem Menschen beschäftigte. Sie aßen, ruhten zusammen, gingen miteinander aus. Tertulias, Promenaden, Cafés, Theater, alle Orte, deren Zutritt Hundern nicht gestattet ist, mit seiner Heil und rief manches mal mit voller Hingebung seiner Seele aus: „Mein liebes Thier, dir fehlt mir die Sprache!“

Seine Stellung verbesserte sich und als er ein wenig gesammelt hatte, dachte er: „Wenn ich doch eine Frau hätte! aber um eine Frau zu haben, braucht man vieles. Menschen wie ich, müssen ihr ein Paradies bieten können, und um das in Madrid zu erlangen, muß man schon sein eines Auge einsehen. . . . Wenn ich nur ein Pferd kaufen könnte! ein Pferd! — es giebt kein schöneres, kein edleres Thier. Wie müßte es meinen Hund lieben, und wie würden sie sich an einander freuen und ich mich an allen Beiden!“

Eines Tages wollte ich zum Stiergefecht gehen und trat, ehe die Vorstellung begann, mechanisch in den Hof, wo die Thiere, die zum Kampfe vorgehen sollten, warteten. Ich weiß nicht, ob meine Beker je an diesem Orte waren, doch kann ich sie versichern, daß ich, ohne mich entfernt für so gefährlich zu halten, wie der Held meiner Geschichte war, die größte Lust empfand, sie alle zu kaufen, so fräugig war der Anblick, der sich mir darbot: einige arme Pferde mit schmutziger zottiger Mähne, die Haut fast an die Knochen getrocknet, warteten mit geknickten Köpfe umhergelaufen bis die Reihe an sie kam, als wenn sie den martervollen Tod ahnten, der ihrem traurigen Leben ein Ziel setzen sollte; andere halb blind, suchten schnuppernd die Schritte, aus der sie ein wenig Nahrung nahmen oder stampften ungeduldig den Boden und riefen an ihren Fesseln um sich zu befreien und der Gefahr, die sie witterten, zu entfliehen. Und alle diese Thiere waren einst jung und schön gewesen. Wie viele aristokratische Hände mochten ihre Häute geklopft, wie oft mochten freundliche Stimmen sie zur Erde antreiben haben! und jetzt — nur Fische, Schläge und zuletzt der Tod! und welch' qualvoller Tod von lustigem Pfeifen und Singen begleitet!

„Wenn sie denken könnten“, sagte Andreas, den ich dort traf, „was würden diese Thiere sagen, wenn sie in der Arena die Sprache erhielten, während sie unter fürchterlichen Qualen sterben? — die Unantbarkeit der Menschen ist in der That oft unbegreiflich!“

Aus diesen Reflexionen riß ihn die Stimme des Bitadors, der stehend die Spitze des einen Pferdes untersuchte und mit seiner Lanze in die Mauer stach. Das Pferd schien nicht ganz zu verachten zu sein, war aber sehr heruntergekommen. Andreas wünschte dasselbe zu erwerben. Kosten würde es nicht viel, dachte er, doch die Unterhaltung — — Der Bitador brühte dem Thiere die Sporen in die Weichen und wollte hinausreiten; unser Jüngling schwante noch einen Augenblick dann hielt er ihn zurück. Wie er es anfang, weiß ich nicht, doch bald hatte er den Reiter überredet, das Pferd frei zu lassen, Andreas suchte den Bieferanten auf, besprach den Preis und es war sein. Doch es schien, als ob das Thier verrückt wäre.

„Hat viel Feuer!“ sagte einer.
„Wenig zu essen!“ ein anderer.
Das Pferd war sehr eigenfämgig. — „Nun“, meinte sein Herr endlich, „geben wir ihm so viel zu fressen, als es mag und lassen wir ihm seinen Willen.“ Das Thier war nicht alt, nahm an Fülle zu und wurde leistungsfähiger. Freilich hatte es keine Baunen und niemand als Andreas konnte es reiten. Aber das schadete nicht, er trübte sich damit, daß es niemand von ihm borgen könnte, und bezüglich seiner Eigenschaften meinte er, daß sie sich gegenseitig an die ihren gewöhnen würden. Und dies geschah so vollständig, daß Andreas genau wachte, wann sein Pferd zu diesem und zu jenem Lust hatte und dem Pferde genigte ein Ruf seiner Stimme, um zu springen, oder anzuhalten,

oder davonzulassen wie der Wind. — Auch der Hund gewöhnte sich vollständig an seinen neuen Kameraden. — Wenn Andreas, von dem Hunde begleitet, ausritt, eine Staubwolke ihm verhauchte, wenn das kleine Thier ihn dann suchte, und freudig emporsprang, sobald es ihn gefunden, hielt Andreas sich für den glücklichsten der Menschen.

Es verging einige Zeit, unser junger Freund war reich geworden. Als er eines Tages voll geritten war, stieg er ermüdet ab und setzte sich in den Schatten eines Baumes, an dessen Stamm er sich lehnte.

Es war ein klarer Frühlingsstag, dessen reine blaue Luft man mit Entzücken einathmet, eine feucht warme Atmosphäre, welche Zustrome wie ferne Harmonien zu uns trägt, den fernen Horizont mit goldenen Linien zeichnet und in uns zu gleicher Zeit ein Gefühl von Traurigkeit und Glückseligkeit wach ruft.

„Ich liebe diese 6-iden Weisen sehr“, rief Andreas aus, indem er mit einer Hand den Hund streichelte, mit der andern dem Pferde ein Büschel Gras gab; „doch es ist immer noch ein Winkeln in meinem Herzen, der bis jetzt nicht ausgefüllt ist. Ich muß noch eine reinere, hellere, größere Liebe verschaffen!“

In dem Augenblick ging ein Mädchen mit einem Krüge auf dem Kopfe an ihm vorüber. — Andreas hatte keinen Durst, doch hat er sie um einen Trunk Wasser. Das Mädchen stand still, ihm befehlen zu reiten, und sie that das mit so viel Freundlichkeit, daß unser Jüngling sich eine bekannte Episode aus der Bibel vergegenwärtigte.

„Wie heißt Du?“ fragte er, nachdem er getrunken hatte.

„Pascia.“
„Und womit beschäftigst Du Dich?“
„Ich bin die Tochter eines Kaufmanns, welcher ruiniert und wegen politischer Ansichten verfolgt, starb. Nach seinem Tode zogen meine Mutter und ich in ein Dorf, wo wir, so gut es geht, mit einer Pension von 3 Reales täglich leben. Meine Mutter ist krank, und ich muß alles thun.“

„Und warum heirathest du nicht?“
„Ich weiß es nicht. Die Leute in Dorfe sagen, daß ich nicht zu arbeiten verstehe, daß ich zu feig dazu bin.“

Damit grüßte das Mädchen und entfernte sich. Während er ihr nachschau, schwieg er; als er sie aber aus dem Gesicht verlor, sagte er mit Genugthuung: „dies Mädchen gefällt mir.“

Er bestieg sein Pferd und ritt, vom Hunde gefolgt, nach dem Dorfe. Sogleich machte er die Bekanntschaft der Mutter und fast ebenso schnell verliebte er sich sterblich in die Tochter. Als nach ein paar Monaten letztere Waife wurde, heirathete er sie und ließ sich mit ihr in einem Landhause in einer der schönsten Gegenden des Landes nieder. Sie dort reich, mit einer geliebten Frau, seinem Pferde und Hunde lebend, rief er sich die Augen, denn er glaubte zu träumen, so glücklich fühlte sich der arme Andreas.

(Schluß folgt)

Die Europäer in den Tropen.

Aus einem Vortrage des Prof. Stobis aus Amsterdam, gehalten auf dem Internationalen Medizinischen Kongress.

Prof. Stobis führte eine solche an: Die ganze Frage der Akklimatisation hängt mit der Ausbildung der Massenpathologie zusammen. Sie stellt sich die Aufgabe, den Verlauf der Massen auf das Zustandekommen, den Verlauf, den Ausgang der durch bestimmte Ursachen hervorgerufenen Krankheiten nachzuverfolgen, sowie der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der verschiedenen Völker derselben Krankheiten gegenüber. Zu dieser Feststellung besitzen wir in Folge der Vervollständigung einzelner Kolonialregierungen ein reichliches und verlässliches Material. Die Armeen der meisten Kolonialvölker bestehen theils aus Europäern, theils aus Eingebornen, und da beide unter gleichen Lebensverhältnissen stehen, so kann man an ihnen den Einfluß der Rasse sehr gut beobachten. Besonders haben die englische und niederländische Regierung schon seit langen Jahren in dieser Richtung Ermittlungen anstellen lassen.

Von den Faktoren, welche die Gesundheit des Europäers in den Tropen bedrohen, sind zwei besonders wichtig: die Temperatur und die Infektionskrankheiten. Infolge der Temperaturunterschiede erfahren auch alle Organe in ihrer Funktion eine physiologische Variation: die Haut, die Nieren, das Zentral-Nervensystem u. s. w. Diese Abweichungen werden bei den seit längerer Zeit eingewanderten Personen ständig, und so wird der Europäer zum „permanenten Tropenmenschen“. Das Wärmeregulierungszentrum des Menschen ist auf eine wechselnde Temperatur eingestellt, eine Eigenschaft, die indeß durch die Uebung des Zentrums in den Tropen verloren wird. Abkühlungen höheren und leichteren Grades werden von den Europäern leichter vertragen als von den Eingebornen. Diese haben eine viel größere Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik in allen Kolonialarmeen, z. B. in Bezug auf Augenaffektionen.

Die vorübergehende Sommerabkühlung an Krankheiten in unseren Gegenden, wie Magen- und Darmkatarrh, Lebensentzündung u. dergl. wird in den Tropen permanent. Bei diesen Erkrankungen leidet der Europäer mehr als der Eingeborene. Die Ursache davon ist nicht etwa die größere Widerstandsfähigkeit der letzteren, sondern die Enthaltung von allen Spirituosen, welchen die Fremden in den Kolonien inbegonnen haben. Wenn auch der Europäer in kurzer Zeit sich vollkommen den neuen Verhältnissen anpassen vermag, so hat diese bewundernswürdige Fähigkeit doch ihre Grenzen. Die Anpassung an die

gleichmäßige Tropentemperatur läßt sich nicht mit einem Male erzwingen, sondern nur langsam und allmählich kommt die Umgestaltung unserer Organe und Systeme in Gang. Der Europäer muß eine Uebergangsperiode durchmachen, während er die größte Vorsicht in der Pflege seines Körpers walten lassen und konsequent alle hygienischen Maßregeln durchzuführen muß. Der „weisse“ Mann sei auch ein „weiser“ Mann.

Das Resultat der Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik der Kolonialarmeen aller Theile der Erde zeigt gegenwärtig im schroffen Widerspruch zu den in den 60er Jahren angenommenen. Die früheren Zahlen sind nun nicht durch Masseneingehemlichkeiten, sondern durch andere Umstände bedingt. Die Sterblichkeit der Eingeborenen betrug damals 138 pro Mille und ist allmählich bis auf 30 pro Mille gesunken. Namentlich ist ein so glänzender Fortschritt in den englischen Kolonien zu verzeichnen. Sehr bemerkenswerth ist auch folgende Thatsache. Nach dem amerikanischen Befreiungskrieg 1866 wurden die Negersoldaten freigelassen und in die Arme aufgenommen; ihre Sterblichkeit war eine kolossale große. In den letzten Jahren sind auch hier enorme Verbesserungen eingetreten, so daß die amerikanische Armee jetzt aus zwei ganz gleichen Theilen besteht. Mit der Rasse sind keine Veränderungen vor sich gegangen, sie sind dieselben geblieben mit allen ihren Eigenschaften; aber die äußeren Umstände haben sich geändert als glückliche und segensreiche Folge wohlüberlegter Maßregeln. Die praktische Hygiene der Negersoldaten hat wahrscheinlich keine schöneren Fortschritte erlangen als die Verbesserung des Gesundheitszustandes unter den Soldaten der Tropen. Der gefährliche mörderische Einfluß des Tropenklimas sinkt zum Schrecken herab, von dem leuchtenden Faden Hygienes in Nebel aufgelöst.

Die Akklimatisation der Europäer unterliegt keinem Zweifel. Jedes Volk, welches kolonisieren will, hat die unabwiesbare Verpflichtung, nur taugliche Individuen und die günstigsten Orte auszuwählen. Die britischen Verhältnisse der neu zu stiftenden Kolonien sind von höchster Bedeutung. So haben z. B. am Karibischen Meere in Nordamerika die verschiedenen europäischen Nationen mit dem besten Erfolg Kolonien begründet. In den Kolonien bietet sich jedem Volk das herrlichste Arbeitsfeld zur Entfaltung seiner höchsten intellektuellen Kräfte, zur Förderung der Wissenschaft, des allgemeinen Wohles. Die Gefahren, welche der Kolonisieren warten, sind nicht gering; aber sie lassen sich überwinden.

Räthselrede *)

Räthsel.

Ein zartes Band, aus Pfirsichhaff gewoben,
Hab' ich schon oft die Blüthe, welche samt,
Zum Himmel auf, mit treuer Hand, gehoben,
Doch sie den Thau der Erde wieder trank.
Doch bin ich selbst ein schwaches, armes Wesen,
Selbst haltlos, doch zum Halten auszuhalten.
Wenn aber rückwärts ihr mich wollt betrachten,
So seht' ich sein im verlichen Weru.
Mit trug man halt mich im Gewicht der Schlachten,
So einen gab's, der Wunder durch mich schau.
Der Knaben dien' ich oft zu leichtem Spiele,
Der Greis gleich sicher mit mir zum Ziele.

Was mag das für ein Mester sein?
Der Saiten ist von Fleisch und Bein;
Er hat zwei Augen groß und licht,
Doch sieht er selber durch sie nicht.
Er reitet ohne Baum und Sporen,
Und — meiner Kreu! —
Er hat dabei
Die Füße — hinter den Ohren.

Ich bin ein König, aber ach!
Stets bricht der Krieg in Western auf mich los,
Wenn Hof ist mir getreu und stellt mich leiten los,
Doch eines Dieners Rath zieht oft den meinen nach,
Gehet mich auch mein Feind oft selbst von diesem wieder,
So wie er, wenn er kann, mich gleich aus neue wieder.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Aufösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.

Auflösung des 1. Räthsel: Bett.
Auflösung des 2. Räthsel: Lidenbüßer.
Auflösung des 3. Räthsel: Weinstock.
Nächste Räthsel: Nr. 1 Herr H. Hoffe, Halle a. S., Nr. 3 D. und W. Jahn, Halle a. S. Die anderen eingegangenen Lösungen waren falsch.

*) Nachdruck verboten.

Lustige Gede.

— Auch richtig. „Nun, wie steht es, lieber Baron, noch immer in Ihren Gelbverlegenheiten?“ „Sagen wir lieber in großen. Es ist immer mein alter Fehler, daß ich mehr brauche, als ich einnehme.“ „Nun, lieber Baron, Sie geben mehr aus, als Sie in Wirklichkeit brauchen.“
— Anders nichts? „Ganzherr: Weßhalb wollen Sie denn nun eigentlich fort von uns?“ „Dienstmädchen: „Ach, durch Ihre Frau habe ich meinen Schatz verloren.“ „Ganzherr: „Na, wenn das Alles ist, den will ich Ihnen schon ersetzen.“
— Neugierde. Donnerwetter, wenn ich nur wüßte, ob das schöne junge Weib an der Seite des alten reichen Mannes eine glückliche Tochter oder seine unglückliche Frau wäre.

Berantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.